Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 494. **Mittwoch** den 27. September 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 27. September.

Der im Morgenblatte veröffentlichte **Wortlaut der Depeschen**, die zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck an jenem denkwürdigen 19. September gewechselt wurden, deckt sich inhaltlich, wie nicht anders zu erwarten war, vollständig mit dem bekannten Wolff'schen Telegramm: Kaiser Wilhelm spricht in der herzlichsten Weise seine Theilnahme an der Erkrankung des Fürsten aus, Bismarck dankt „in tiefster Ehrfurcht" und betont, daß seine Dankbarkeit durch die Ablehnung des kaiserlichen Vorschlags, zu der ihn die Rücksicht auf sein Leiden nöthige, nicht abgeschwächt werde. Die Form, in welche Bismarck seine Antwort kleidet, ist die eines Mannes, der vier Herrschern aus dem Hause Hohenzollern sein Leben lang gedient hat. Selbstverständlich ist, daß der Fürst sein Leiden ganz allgemein bezeichnet, eingehende Mittheilungen seinem Arzte vorbehaltend. — Bietet der Wortlaut der Depeschen somit sachlich nichts Neues, so ist die Veröffentlichung dennoch mit Freude zu begrüßen. Denn sie allein konnte völlig aufklären über den Ton, in dem die Depeschen gehalten sind, und damit die Befürchtung endgiltig beseitigen, ob der Kaiser sich am Ende doch nicht lediglich in den Grenzen conventioneller Höflichkeit gehalten habe. Jetzt wissen wir urkundlich, daß der Ton auf beiden Seiten warm und entgegenkommend war. Und das bestärkt uns in der Hoffnung, der Telegrammwechsel werde der erste Schritt zur vollständigen Aussöhnung sein.

Bei der bevorstehenden Verhandlung des Reichstags über die Reichssteuervorlagen wird sich leider die starke parlamentarische **Machtstellung des Centrums** wieder in sehr unerfreulicher Weise zeigen. Auf die winzige Mehrheit, mit der die Militairreform zu Stande gekommen, ist bei den Steuervorlagen, wenigstens in ihrem vollen Umfang, kein Verlaß. Die Haltung der Freisinnigen Vereinigung, der Antisemiten, der Polen zu der Kostendeckung, wie sie vorgeschlagen werden wird, ist höchst zweifelhaft, ja es ist auf eine Unterstützung von dieser Seite kaum zu hoffen. Da ist denn freilich ein positiver Erfolg ohne die Mitwirkung des Centrums oder doch eines Theiles desselben nicht zu erwarten. Und ob diese Partei politisches Pflichtgefühl genug besitzt, die Mittel zur Durchführung eines, wenn auch gegen ihren Widerspruch zu Stande gekommenen, so doch nun einmal in Kraft stehenden Gesetzes zu gewähren, das wird sich zeigen müssen. Die Presse der Partei beginnt bereits wieder, für die Erfüllung politischer Pflichten Bedingungen aufzustellen; das Schachergeschäft wird wieder eingeleitet; keine Unterstützung ohne Lohn. Die „Germania" eröffnet eine Erörterung über die Deckungsfrage mit einem längeren Excurs über die Jesuiten. Das Blatt bestätigt, daß die Jesuitenfrage alsbald nach der Eröffnung des Reichstags zur Entscheidung gestellt werden soll, und fügt hinzu: „Die Behandlung, die diese Frage seitens der Regierungen und der Parteien erfährt, wird unvergleichlich mehr bedeuten, als blos das Schicksal dieser Ordensleute. Sie entscheidet ja über die Stellung der Katholiken im Reiche, ob sie noch ferner Deutsche zweiter Classe sein sollen. Und wagt man, sie noch weiter in dieser erniedrigenden Stellung zu erhalten, so entscheidet das auch über ihre Stellung zu den betreffenden Regierungen und Parteien." Dann folgen noch weitere herausfordernde Drohungen über die Consequenzen dieser Entscheidung für das öffentliche Leben Deutschlands. Das ist deutlich. Ehr' seien dieser Entscheidung gleichwohl gefaßt entgegen. Im Reichstag ist es, obschon der Jesuitenantrag des Centrums wiederholt eingebracht und auch verhandelt worden ist, noch nie zu einer Abstimmung darüber gekommen. Wir wünschen sehr, daß sie jetzt endlich einmal herbeigeführt wird. Wir sind fest überzeugt, daß eine Mehrheit für die Aufhebung des Jesuitengesetzes auch in diesem Reichstag nicht zu erzielen ist, und was die Regierungen betrifft, so haben sie sich wiederholt und noch in neuester Zeit aufs Entschiedenste gegen diese Forderung des Centrums ausgesprochen. Mit dem Angebot: Jesuiten gegen Tabak wird es also wohl nichts werden. Auch die „Kölnische Volksztg.", die neulich anstatt der alten verschlissenen Fahne, welche nach Erlöschen des „Culturkampfes" keine Begeisterung mehr erweckt, nach einer neuen Wahlparole suchte, hat für Preußen einige Forderungen aufgestellt, wie volle Durchführung der Parität im Schulwesen, über deren Verletzung keinerlei berechtigte Beschwerden vorgebracht werden können, und größere Betheiligung von Katholiken an höheren Verwaltungsposten. Auch letztere Forderung ist gänzlich haltlos. In den höchsten Staatsämtern bis zu den Ministerposten hinauf haben sich stets zahlreiche Katholiken befunden, aber freilich, wenn ein hoher Beamter dieser Confession nicht im ausgesprochensten ultramontanen Parteidienst steht, sondern seine Pflicht als Staatsbeamter treu und patriotisch erfüllt, dann wird er sofort von der klerikalen Agitation in seiner religiösen Gesinnung verdächtigt und als „Auchkatholik" verhöhnt. Man kann doch schließlich nicht Herrn Lieber zum Reichskanzler machen. Wenn das Centrum wirklich, wie man aus den Drohungen seiner Blätter annehmen muß, seine parlamentarische Machtstellung zu Gewaltthaten im Parteiinteresse auszunutzen gedenkt, so wird dem jede thatkräftige und pflichtbewußte Regierung unter der Zustimmung der besten Volkskreise aufs Entschiedenste entgegentreten müssen. Was wäre überhaupt, nachdem alle berechtigten und auch ein Theil unberechtigter Wünsche der Katholiken erfüllt sind, noch zu bieten? Soll etwa der Zedlitz'sche Volksschulentwurf wieder aufleben oder sollen wir dem Papst den Kirchenstaat erobern? Und auch dann wäre der Ultramontanismus noch lange nicht gesättigt. Wenn die Blätter des Centrums mit einer Politik der Erpressung und Vergewaltigung drohen und als „Consequenz" systematische Obstruction in Aussicht stellen, so zeigt sich hier mit erschreckender Klarheit, wie weit wir bereits gekommen sind.

Die Haltung der Ultramontanen gegenüber der neuen Dynastie in **Luxemburg** ist bis jetzt recht zweideutig gewesen, und man weiß in der That nicht, ob man sie zu den Freunden oder zu den Gegnern des Hauses Nassau zu rechnen hat. Wenn man nach den Worten urtheilen soll, so hat Großherzog Adolf seine eifrigsten Anhänger in ultramontanen Kreisen zu suchen. Der Ausdruck der Zuneigung zu dem neuen Herrscher und seinem Hause athmet stets die reinste Begeisterung, und besonders seit der Verbindung mit dem Hause Braganza-Löwenstein ist des Jubels darüber kein Ende, daß der Himmel Alles so schön gefügt hat. Leider gelingt es dieser Begeisterung nicht, sich in Thaten umzusetzen. Bei den Wahlen hätten die Klerikalen die schönste Gelegenheit, zu zeigen, weß Geistes Kind sie eigentlich sind; aber hier sieht man sie merkwürdigerweise regelmäßig mit den ausgesprochenen Gegnern des großherzoglichen Hauses verbündet. Der Abgeordnete v. Blochausen, der als Staatsminister das Menschenmögliche gethan hatte, die ältere Linie Nassau um ihr gutes Recht zu bringen, hatte bei den jüngsten Kammerwahlen keine eifrigeren Parteigänger als Bischof Koppes und seine Hetzcapläne. Zugleich wühlten diese in der Hauptstadt mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln für die Candidaten des französillonistisch-republikanischen „Echo", das in Nörgeleien und Hetzereien gegen den großherzoglichen Hof seit Jahr und Tag geradezu schwelgte. Es ist begreiflich, daß dieses doppelzüngige Spiel schließlich beim Großherzog Entrüstung und Ekel hervorrufen mußte. Man spricht in Luxemburger politischen Kreisen seit Wochen von nichts Anderem als von einer Audienz, die Bischof Koppes bei Hof hatte und in der der Landesfürst dem Landesbischof heftige Vorwürfe über jenes Gebahren gemacht haben soll. Der Großherzog soll in sehr nachdrücklicher Weise Herrn Koppes sein Bedauern darüber ausgedrückt haben, daß er bei den Wahlen antidynastische Candidaturen unterstützt habe, worauf dann der Bischof in ziemlich ungnädiger Weise entlassen worden sei. Bischof Koppes erfreut sich so wie so keines großen Ansehens, und er thäte besser, die öffentliche Meinung nicht dadurch noch mehr zu reizen, daß er sich in die Politik mischt. Es hat lebhafte Befriedigung hervorgerufen, daß ihm von hoher Stelle einmal gründlich die Wahrheit gesagt worden ist.

Gegen das neue **französische Fremdengesetz** sind vom Schweizer Bundesrath Einwendungen erhoben worden. Derselbe hat durch seinen Vertreter in Paris die französische Regierung auf die Folgen aufmerksam machen lassen, welche die Anwendung der außerordentlich weitgehenden Bestimmungen des Gesetzes für viele Schweizer, selbst in der Schweiz wohnende, haben könne. Veranlassung zu dem Schritte ist folgendes Beispiel, das am Deutlichsten zeigt, wie weit das Zwangseinbürgerungsgesetz greift. Ein Vernischer Staatsbeamter, 41 Jahre alt, ist in Frankreich geboren; sein Vater war Schweizer und in der Schweiz geboren, die Mutter Französin. Als er 12 Jahre alt war, kehrte er mit seiner Familie nach der Schweiz zurück, machte seine Studien in Bern, verheirathete sich, trat in den Staatsdienst und erfüllte seine schweizerischen Militairpflichten. Dieser Bürger wird nun vom französischen Parlament als Angehöriger der französischen Nation erklärt, wenn er nicht innerhalb eines Jahres nach der Veröffentlichung des Gesetzes ausdrücklich die französische Nationalität ablehnt. Setzt man den Fall, daß der Betreffende von dem Gesetz keine Kenntniß erhält und daher die Frist versäumt, dann wird er ohne sein Wissen französischer Bürger, und sein Sohn, der eben seinen Recrutendienst in der Schweiz durchmacht, kann in Frankreich als Ausreißer eingesteckt und bestraft werden. Das ist doch wahrlich stark und man darf sich nicht wundern, wenn ein weitgehendes Fremdengesetz in Frankreich die Aufmerksamkeit der anderen Länder erregt. Aus Bern wird gemeldet, daß auch schon Belgien und Italien aus dem gleichen Grunde vorstellig geworden seien. Frankreich wird vermuthlich antworten, die Sache sei eine innere Angelegenheit.

Ein Theil der **russischen** Blätter sucht wieder die freundlicheren Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn hervorzukehren. So wird es dem Kaiser Franz Josef als Verdienst angerechnet, daß bei den Manövern in Ungarn jede Kundgebung gegen Rußland unterblieben ist und Alles verhütet wurde, wodurch den Manövern ein demonstrativer Charakter aufgedrückt worden wäre. Auch Graf Kalnoky wird belobt, weil sich das Wiener „Fremdenblatt" im Gegensatze zu anderen Organen über den Toulonner Flottenbesuch sehr ruhig ausgesprochen und es unterlassen hat, in den Chorus Derjenigen einzustimmen, die in dem Besuche mehr als einen Gegenbesuch für Kronstadt erblicken und ihm den Zweck einer Demonstration zuschreiben wollten. Die Friedensliebe Oesterreich-Ungarns wird als solche bezeichnet, die Anspruch auf Dankbarkeit habe. Die russische „Börsen-Zeitung" hebt hervor, daß Oesterreich-Ungarn Alles sorgfältig vermeide, was Rußland unangenehm berühren könnte, und bemerkt sogar, daß Bulgarien nicht mehr der schwarze Punct am politischen Horizonte Rußlands und Oesterreich-Ungarns sei. Wenn die russischen Stimmen mit derlei Aeußerungen nicht etwa, wie dies schon öfter der Fall war, den unverkennbaren Zweck, anderwärts Mißtrauen zu erzeugen, verfolgen, so kann man mit ihnen wohl zufrieden sein. Nur schreiben sie, was die angebliche Vermeidung von Demonstrationen anlangt, den österreichisch-ungarischen Kreisen die Unterlassung von Absichten zu, an die ohnehin Niemand gedacht hat. Denn es ist gewiß Niemand eingefallen, daß die Manöver in Ungarn dem Zwecke einer Demonstration hätten dienen sollen. Uebrigens mögen diese russischen Stimmen wohl mit der immer nachdrücklicher hervortretenden Absicht Rußlands zusammenhängen, es zu verhüten, daß der Toulonner Flottenbesuch französischerseits zu Demonstrationen benutzt werde.

Die Finanzlage **Indiens** verursacht den Politikern des englischen Mutterlandes ernstliche Verlegenheiten. Vor zwei Jahren ergab das indische Budget noch einen ansehnlichen Ueberschuß; voriges Jahr trat an dessen Stelle ein Fehlbetrag in doppelter Höhe jenes Ueberschusses, und das diesjährige Budget weist einen weiteren Ausfall von einer halben Million Pfund Sterling auf. Die Bemühungen der indischen Regierung um Herstellung des finanziellen Gleichgewichts sind nicht von den erhofften Erfolgen gekrönt gewesen; selbst wenn die Einstellung der Silberprägung dahin führte, den Rupiencurs vor weiterem Rückgange zu bewahren — was noch keineswegs sicher ist —, so wäre immer noch ein erheblicher Fehlbetrag vorhanden. Der natürlichste Ausweg, Erhöhung der bestehenden oder Einführung neuer Steuern, erscheint nach Lage der Umstände einstweilen nicht gangbar. Die große Volksmasse lebt in äußerst knappen Verhältnissen, wozu, so paradox es klingen mag, die Segnungen der englischen Herrschaft beigetragen haben. Vordem fergten fortwährende Kriege, Krankheiten und Hungersnöthe dafür, daß die Volkszahl eine gewisse Grenze nicht überstieg. Heute haben innere Kriege ganz und gar aufgehört, die heutigen Verwüstungen durch Hungersnoth und Seuchen sind mit der Vergangenheit auch nicht einmal annäherungsweise zu vergleichen — so schreitet denn die Bevölkerungszunahme in ausgedehntestem Maße vorwärts, und da mit derselben die Vermehrung der Existenzmittel auch nicht entfernt gleichen Schritt hält, so nimmt die Verarmung des Individuums stetig zu. Eine Anziehung der Steuerschraube verbietet sich bei dieser Sachlage von selbst, und der Einführung von Zöllen auf den Import stehen die leitenden Grundsätze der Werthschaftspolitik des Mutterlandes entgegen. Also Bedenken und Schwierigkeiten überall, und dabei nimmt die Verlegenheit des indischen Schatzamtes alle Tage zu.

Beunruhigende Nachrichten dringen noch immer auch aus den **central-amerikanischen Republiken** nach Europa. Noch immer gährt es in Nicaragua, Honduras und Guatemala, die Finanzen liegen darnieder, der Handel stockt, und kaum erscheint Aussicht auf bessere Zeiten, woran zweifelsohne die unfähige Verwaltung dieser Länder die meiste Schuld trägt. In Guatemala hat der Präsident die Gehälter sämmtlicher Beamten auf nahezu die Hälfte reducirt, um dadurch die Finanzen zu heben (!); die Maßregel hat eine Unzufriedenheit hervorgerufen, die leicht zu einer neuen Revolution führen kann. Von Nicaragua aus ergeht ein Wink nach dem andern an den großmüthigen Nachbar Onkel Sam, den so oft besprochenen und versprochenen Canal von Nicaragua zu bauen. Derselbe soll bekanntlich durch Benutzung des Sees von Nicaragua das Antillen-Meer mit

---

Feuilleton.

In Fesseln.

7) Roman von C. Vollbrecht.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Sie fühlte sich so froh, so beglückt. Mit dem hochgebildeten Jettchen besuchte sie die Museen Dresdens. Es ward dabei nicht, wie Durchreisende es zu thun gezwungen sind, mit dem Katalog in der Hand ein Saal nach dem anderen im eiligsten Tempo und mit nur minutenlangem Verweilen bei den hervorragendsten Kunstschätzen durchlaufen, um dann mit abgespannten Nerven und der verworrenen Erinnerung an das oberflächlich Erschaute hinaus in die nüchterne Welt zu treten. Vielmehr nahm man sich schon zu Hause vor, welches Wunderwerk der Kunst man heute betrachten wollte, und so ward mit Ruhe genossen und Meinung gegen Meinung ausgetauscht. Hierbei trat manch originelles Urtheil Hildegard's zu Tage. Sie war mit einem feinen Blick für das wahrhaft Schöne begabt und erfüllt von leicht zum Ausdruck kommendem Enthusiasmus für die Kunst. Jettchen, welcher die ungewöhnlich ernste Stimmung ihres Bruders nicht entging, versuchte ihn zu zerstreuen, indem sie ihm die naiven Aeußerungen ihrer jungen Begleiterin hinterbrachte; so lernte er Hildegard genauer kennen, als sie ahnte. Nur selten schloß er sich ihnen bei ihren Ausflügen an, da Geschäfte ihn zurückhielten, wie er auf Jettchen's Drängen einwendete. Geschah es aber einmal, dann zählte Hildegard diese Stunden zu den schönsten ihrer Erinnerung. Ihre Befangenheit schwand, da ihr Bewußtsein des eigenen Ichs aufging in dem Genuß des Vernehmens. Er verstand so schön und fließend zu sprechen. Sie trug jedesmal eine verstärkte Verehrung seines Wissens mit sich nach Hause. — Gerhart wurde an den Vormittagen durch den Dienst festgehalten, auch hatte er für Künste, abgesehen vom Theater, welches er liebte und zu dessen Besuch er die Verwandten oft anregte, wenig Interesse. Er war ihnen aber an den Nachmittagen ein amüsanter Begleiter.

Dresden ist das Dorado alleinstehender Damen. In keinem Ort der Welt kann die Einsamgebliebene sich so unabhängig bewegen und an der öffentlichen Geselligkeit theilnehmen wie hier. In allen Cafés, Conditoreien und Gartenetablissements sind Damen vorwiegend. Selbst ganz junge Mädchen können ungenirt in ein Restaurant treten und dort speisen, ohne daß ihr Erscheinen das geringste Bedenken hervorruft oder auffällt. Der enorme Fremdenverkehr, die vielen in Sachsens Hauptstadt ansässigen Engländerinnen und Amerikanerinnen haben diese Vortheile eingeführt.

Jettchen, als echte Dresdnerin, liebte es, an schönen Tagen den Kaffee auswärts zu nehmen. Heute in einer der zahlreichen Conditoreien, an Concerttagen auf der Brühl'schen Terrasse, dann wieder in der Picardie, beim Hofgärtner oder bei Polländer im Großen Garten. Dahin pflegte Gerhart auf seiner „Juno" den Wagen der Damen zu begleiten, und sie waren den Besuchern des herrlichen Parks bald bekannte und gern gesehene Erscheinungen. Als die Schlittschuhbahn begann, fuhren sie täglich hierher. Während Jettchen mit Bekannten am Ufer des Teiches promenirte oder in der Conditorei eine Tasse Kaffee nahm, durchschnitt Hildegard an der Hand des glänzenden Officiers die spiegelnde Fläche. Sie war eine gewandte Schlittschuhläuferin und ihrem Partner vollkommen gewachsen. Das junge, elegante, von Heiterkeit strahlende Paar erregte bald Aufmerksamkeit. Gerhart's Kameraden warben um den Vorzug, der Comtesse vorgestellt zu werden, auch gewann sie unter den jungen Damen der Gesellschaft bald viele Freundinnen.

Doctor Reinhold bemerkte es mit verheimlichter Mißstimmung, daß Tage hindurch von nichts Anderem die Rede war als von der Eisbahn, Schlittschuhen, dem Zwingerteich oder dem Großen Garten. Selbst Jettchen war hingerissen von diesem Sport, obgleich ihr dabei die nicht immer angenehme und jederzeit frestige Rolle der Zuschauerin zugefallen war. Er ließ sich nicht bewegen, an einer der Ausfahrten theilzunehmen, um Hildegard und den Lieutenant als Schlittschuhläufer zu bewundern. Er blieb zurück und vergrub sich in seine Acten .... Einst wohl hatte er als vortrefflicher Eisläufer sich ausgezeichnet, doch hielt er dies Spiel schon lange als eines gereiften Mannes unwürdig. Und zusehen? — Nimmermehr. Hildegard verschwendete auch niemals ein Wort der Bitte; sie wußte von Anbeginn, daß er „nein" sagen würde. Das Verneinen entsprach ja seinem Naturell. Daß sie aber bei den Bitten Jettchens und Gerhart's nicht unbetheiligt blieb, erkannte Jeder, der es beobachten wollte, an dem wechselnden Ausdruck ihrer Mienen.

Noch von ihren Eltern her pflegten die Geschwister eine ausgebreitete Geselligkeit. Zweimal wöchentlich waren der große Salon und die beiden Empfangzimmer der Sammelpunct einer auserlesenen Gesellschaft. Adel, Beamte, Künstler und Gelehrte gaben sich hier ein Rendezvous. Durch Gerhart eingeführt, fanden auch junge Officiere Zutritt. Es wurde musicirt, geplaudert, die Aelteren gruppirten sich an einigen Whisttischen.

Hildegard verlieh diesen Abenden einen neuen Reiz. Das „Comteßchen" ward der Liebling aller. Ihre ungekünstelte Anmuth, ihre Heiterkeit in der Unterhaltung, ihr naives Urtheil — ausgesprochen mit einem Anklang des österreichischen Dialektes — bezauberten Jeden und Jede, nicht minder der Liebreiz ihrer Erscheinung.

Sie selbst gewann bei diesen Soiréen die Ueberzeugung, daß Doctor Reinhold noch ein junger Mann sei. Er sah so bedeutend und elegant aus neben den anderen Herren, und wie sehr man ihn werthschätzte und seine Gesellschaft suchte, blieb ihr nicht minder verborgen. Die Einladungen zu Soiréen, Bällen, Diners und Soupers für ihn nahmen kein Ende — er lehnte beinahe regelmäßig ab. Sie gewahrte auch, wie die jungen und älteren Mädchen und deren Mütter um seine Beachtung warben. „Begehrens" — wie sie sich zu ihrer Genugthuung sagte. Er blieb gegen Alle gleichmäßig artig. Es lag eine zarte Zuvorkommenheit gegen Damen in seinem Wesen, doch konnte Keine sich einer Bevorzugung rühmen — nicht einmal sie selbst! Hingegen machte Gerhart aus seiner Verliebtheit kein Geheimniß. Alle Welt nahm an, daß man in ihm und Hildegard bald ein verlobtes Paar sehen werde.

Doctor Reinhold ertappte sich selbst bei mancher Unfreundlichkeit gegen den Neffen, die von dem Lieutenant weniger empfunden ward als von ihm selbst. Er suchte sie auch unverzüglich wieder gut zu machen und erfüllte Gerhart manchen unabsichtlich geäußerten, kostbaren Wunsch. Er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst — doch wußte er, daß er als Sieger daraus hervorgehen werde. Gegen Jettchen rechtfertigte er sein öfteres Zurückziehen vom Familienkreis durch Ueberfälle seiner Amtsthätigkeit. Sie rieth ihm dringend, noch einige Hilfsarbeiter anzunehmen, aber sie hatte im Stillen ihre eigenen Gedanken. In seinem Bureau, im Centrum der Stadt, schien Paul sich allmälig ganz einzuspinnen. Mit ungetheiltem Eifer nahm er sich der Angelegenheit seines Freundes Fröl an. Es gelang ihm, die Gläubiger zur Geduld zu vermögen. Ein Administrator zog ein auf Bärenstein. Die Anfechtung des Testaments hatte Clemens ebenso entschieden abgelehnt wie das Darlehen, welches Doctor Reinhold bei einem erneuten Besuch dem Freunde antrug.

Siebentes Capitel.

Und nun war es Frühling geworden. Die Kastanien und Linden hatten ihre Blattknospen geöffnet und prangten in der Fülle ihres zartgrünen Schmuckes. Springen und Goldregen trugen ihre duftenden Blüthendolden: die Erdbeereinfassungen der Rabatten blickten mit ihren weißen Sternenaugen zu dem tiefblauen Himmel hinauf. Es war ein Duften, ein Schwirren, ein Uebermaß des Glücks in der Luft. Heiße Sehnsucht erfüllte die Menschenbrust. Hinaus, hinaus! Und es duldete Keinen zu Hause als die Schwerkranken und Die, so eine harte Pflicht zurückhielt. Aber auch sie überkam es wie die Verheißung aus einer anderen Welt, es werde nun bald besser werden. Und ihre Brust hob sich dem würzigen Odem entgegen, der ins geöffnete Fenster quoll.

Ein kleiner Tempel, ein rechter Luginsland, steht an dem am weitesten vorspringenden Terrassenende auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel. Von ihm übersieht man die nimmer endende bunte Kette der Spaziergänger, welche sich auf der Schillerstraße vorwärts bewegt. Weiter rechts, am Fuße der aus grünem Blattgewirr stolz emporragenden Albrechtsschlösser, glitzern die lebhaft bewegten, tändelnden Wellen der Elbe. Ein tiefblauer Himmel sucht in ihrem Grunde sein Spiegelbild.

Es ist am späten Nachmittag. Durch die rothen Glasscheiben des Tempels fallen die Strahlen der Sonne. Das rosige Licht ruht weich auf der zarten Mädchengestalt, welche auf einem Sessel an einem der Fenster kniet. Sie hat die Ellenbogen aufs Gesims, das fein gerundete Kinn in die Hände gestützt und scheint, aufmerksam hinauszuspähen. Es ist ein liebreizendes Geschöpf, und es bedarf durchaus nicht der schmeichelnden Beleuchtung, um das Auge jedes Lauschers zu entzücken. Hildegard aber denkt an nichts weniger als an den Eindruck, welchen ihr Aeußeres jetzt gewähren könne. Ihr linker, von dem Sessel herabgeglittener Fuß klopft ungeduldig das Steinmosaik des Bodens, und als sie nunmehr auf der Straße drüben etwas Bemerkenswerthes erspäht zu haben scheint, lacht sie leise auf und huscht hinter die angelehnte Thür des Tempels.

Zwischen den fahrenden und zu Roß sich vorwärts bewegenden Ausflüglern ist plötzlich die Gestalt eines Gardereiters aufgetaucht und hinter der Ecke des Hauses verschwunden. Man hörte das Aufschlagen der Hufe seines Rappen, dann einen Augenblick Stille. Jetzt wird die Verandathür geöffnet, rasselnde Schritte treten heraus. Lieutenant von Wardenfels scheint zu recognosciren — dann klirrt er die Tempelstufen hinauf und erscheint unter dem Thürbogen.

Der Tempel ist leer.

Enttäuscht blickt er um sich und tritt dann zwei Schritte näher, um hinter die Epheuwand zu spähen, welche beide